

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 32 (1964)
Heft: 2

Artikel: Eine Bar für Homosexuelle : Versuch eines Querschnittes der Erscheinungsform ihrer Besucher
Autor: Wahnschaffe, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Bar für Homosexuelle

Versuch eines Querschnitts der Erscheinungsform ihrer Besucher.

Um die Erscheinungsform der Besucher einer typischen Bar für homosexuelle Gäste zu umreissen, genügt es nicht, eine solche Bar zu einem einmaligen Besuch zu betreten. Der einmalige Besuch zeigt Zufälligkeiten auf: erst ein mehrmaliger Besuch kann ein abgerundetes Bild einer solchen Bar geben. Hinzu kommt, dass sich das äussere Bild einer solchen Bar dem heterosexuellen Besucher völlig anders darbieten wird als dem homosexuellen Besucher. Der einmalige heterosexuelle Besucher wird über die Zufälligkeiten stolpern; der einmalige homosexuelle Besucher wird in der Lage sein, sie dem *Gesamtbild* einzuordnen. Was dem einmaligen heterosexuellen Besucher als teilweise absurde Skurilität erscheinen wird, kann der homosexuelle Besucher, der eine auch nur geringe Kenntnis solcher Bars zwischen der Schweiz und Kalifornien besitzt, mit einem Achselzucken als unwichtig oder unwesentlich abtun.

Halten wir zuerst einmal den vermutlich einzigen Unterschied zwischen der relativ geringen Zahl homosexueller Bars und der Ueberzahl von Bars für heterosexuelle Besucher fest. In der geringen Zahl homosexueller Bars in der Welt sucht der Mann Anschluss an den Mann; in der Ueberzahl der anderen Bars sucht der Mann Anschluss an die Frau. Die Formen, in denen diese Anschluss-Suche vor sich geht, sind im Prinzip völlig die gleichen. Wenn wir von dieser Feststellung zur Prostitution überspringen, ergibt sich das folgende: Das Gewerbe des Strichjungen ist gefährlich, wenn er ihm auf der Strasse nachzugehen versucht. Er wird also in vielen Fällen die quasi schirmenden Mauern eines «einschlägigen» Lokals aufsuchen. Die Dirne hat es leichter. Man muss nur einmal — um ein Beispiel aus Zürich zu nehmen — nachts nach 12 Uhr vom Stadttheater aus langsam die Dufourstrasse bis zu ihrem Ende durchwandern. In der Mitte des Weges wird man es schon aufgegeben haben, die Dirnen zu zählen, die hier an jeder Ecke flanieren. Prostitution hier — Prostitution dort. Nur ist natürlich der Mann, der mit einer Dirne schläft, *moralisch wesentlich hochstehender* als der Mann, der sich mit einem Strichjungen einlässt. Einen stichhaltigen Grund für diese doppelte Beurteilung des gleichen Vorgangs hat bis heute noch niemand geben können. Die Morde und Beischlafdiebstähle im «Milieu» sind nämlich ebenfalls auf beiden Seiten da, wobei man noch — in Zürich — auf die Tatsache hinweisen kann, dass die Mörder homosexueller Männer in den allermeisten Fällen von der Polizei gefasst wurden, während eine grössere Anzahl von Morden an Dirnen bis heute unaufgeklärt geblieben sind.

Kehren wir zu einer «einschlägigen» Bar und ihrer Kundschaft zurück. Nach langjähriger Beobachtung, auch in Schweizer Bars dieser Art, möchte der Schreiber diese Kundschaft in vier Gruppen einteilen.

Von diesen vier Gruppen ist die erste zahlenmässig die kleinste und trotzdem ist gerade sie es, die dem durchschnittlichen heterosexuellen Besucher einer einschlägigen Bar eines der ältesten Vorurteile Homosexuellen gegenüber zu bestätigen scheint. Es ist jene prozentual kleine Gruppe betont femininer Homosexueller. Die kunstvoll gelegte Frisur, das schlenkernde Handgelenk, die wiegenden Hüften, die grelle Farbgebung der Kleidung und vor allem die künstlich hochgetriebene schrille Stimme sind einige der Kennzeichen dieser kleinen Gruppe. Aber so gering sie auch prozentual ist — *von ihr aus* wird der allumfassende vernichtende Satz geprägt: 'Das sind die Homosexuellen'. Kein grösserer Irrtum als gerade dieser Satz.

Die zweite, schon grössere Gruppe von Stammgästen einer einschlägigen Bar ist in ihrer Struktur nur zu erkennen, wenn man etwa ein Jahrzehnt lang die gleiche Bar aufgesucht hat. Aus den Jünglingen von 20 bis 22 Jahren sind im Laufe eines Jahr-

zehnts Männer von 30 bis 32 Jahren geworden. Die Anmut des damals in seiner Jugendlichkeit anziehenden Profils ist nun verschwommen. Anstatt sich zu formen, haben sich die Linien dieser Gesichter verwischt. Aus was besteht diese zahlenmässig recht grosse Gruppe? Es sind die «Kontaktarmen» unter den Homosexuellen. Auch bei den Homosexuellen herrscht die Zeitkrankheit der Kontaktsschwäche genau so wie im heterosexuellen Lager. In ihren frühen zwanziger Jahren hat diese Gruppe nur ein einziges Ziel gekannt: sich um jeden Preis auszuleben. Und — seien wir einmal ganz ehrlich — für den jüngeren Homosexuellen ist das Finden eines nächtlichen Partners oft wesentlich leichter als für seinen heterosexuellen Gegenpart. Man ist jung, man trinkt ein Bier zusammen in der Bar, man wechselt ein paar Worte, man geht zusammen nach Hause. Der normale Bursche hat's da im Durchschnitt schwerer. Aber was für diese zweite Gruppe anfänglich leichtes Spiel war, wird mit dem Aelterwerden nun langsam schwerer, wenn die dreissiger Jahre auf einmal da sind. Aber das darf und will man sich nicht zugeben. Immer noch — nach zehn Jahren — sitzt man drei bis vier Abende in der Woche in der alten Stammbar, denn man muss sich doch immer wieder neu beweisen, dass man noch im Rennen liegt. Aber das ewige Schmetterlingsdasein hat sie frühzeitig gealtert und manchmal, wenn sie *allein* vor ihrem Glas Bier sitzen, wird es ihnen vielleicht aufdämmern, dass es nichts Aushöhlenderes und Sinnloseres gibt, als das Leben, wie sie es nun ein Jahrzehnt lang geführt haben. Und dass die freiwillig auf sich genommene menschliche Verantwortung einem *Freund* gegenüber — jene Verantwortung, um die sie zeitlebens einen grossen Bogen gemacht haben — mit all ihren Beschränkungen eine sinnvollere Lebenserfüllung bedeutet hätte.

Die dritte Gruppe der Stammgäste einer einschlägigen Bar ist wohl zahlenmässig die grösste Gruppe unter diesen vier. Es sind die «alten Herren». Ab vierzig bis Ende sechzig. *Eines* haben sie alle beim Barbesuch gemeinsam: den Wunsch nach Anschluss, der möglichst auch ein geschlechtliches Erleben in sich schliesst. In dieser dritten Gruppen treffen wir die Extreme. Da ist der weisshaarige Gentleman — sein grosser Wagen ist in der Nebenstrasse parkiert, der Körper wirkt durch die tägliche Massage noch straff, unterstützt von der teuren Massanfertigung seines Anzuges. Alles an ihm schreit: wohlgefüllte Brieftasche. Und die meisten Besucher einer solchen Bar wissen es auch. Mit den federnden Schritten, die sonst nur wesentlich jüngeren Männern eigen sind, geht er zur Bar: der 'drink' steht im Nu vor ihm, er lässt das geübte Auge schweifen und bald ist das abendliche Opfer gesichtet. Es ist beileibe nicht immer ein Strichjunge: wohlgefüllte Brieftaschen lassen auch andere Barbesucher manches vergessen. Hier gibt es ja auch kein Feilschen um die Entlohnung — sie wird so oder so zufriedenstellend für das 'Objekt' sein. Dies alles dauert eine Viertelstunde, ehe der weisshaarige Gentleman (er ist Direktor einer Riesenfabrik in der Stadt) mit dem Erkorenen die Bar verlässt. Geld macht nicht glücklich, aber es erleichtert alten Herren die Möglichkeit zum Geschlechtsverkehr. Wenden wir uns von diesem typischen Beispiel dem anderen Extrem dieser dritten Gruppe zu. Der Mann ist vielleicht Mitte der Fünfzig, sorgfältig und unauffällig gekleidet, mit einer Brille vor den intelligenten, warmherzigen Augen. Mit der Kellnerin wird er nicht ganz fertig, also beugt man sich vor und spielt Dolmetscher. Dass sich damit die Schleusen des Gesprächs öffnen, ist unvermeidlich. Ja, er ist Engländer, das heisst eigentlich Australier. Ja, er hat gehört, dass die Stadt als «das Paradies der Homosexuellen» gilt. Ja, man hat ihm in Australien die Anschrift dieser Bar gegeben. Da sitzt er nun — Professor für alte Sprachen, Lehrer für Stilkunde und nebenbei Leiter des Studentenorchesters seiner kleinen australischen Universität. «Ich habe nun seit zwanzig Jahren kein Erlebnis mehr gehabt, ich kann es mir in meinem Amt nicht erlauben.» Jetzt ist er zum ersten Mal in Europa, zum ersten Mal in der «weltberühmten» Bar und er kann es immer noch nicht fassen,

dass alle diese Gäste homosexuell wie er selber sind. Aber wie soll dieser Australier, von hoher menschlicher Qualität auf der einen und der Verklemmung von zwanzig Jahren auf der anderen Seite in dieser Bar zu seinem ersehnten Ziel kommen? Gottlob mischt sich der dritte Mann am Tisch ins Gespräch, dem er gefolgt hat. Er ist nüchtern und sachlicher und klärt den Fremden über alles auf: ja, er geht noch weiter — eine halbe Stunde später winkt er einem unauffälligen Endzwanziger zu. Noch ehe der junge Mann zum Tisch kommt, sagt der dritte Mann schnell zu dem Australier: «Ich kenne ihn, er ist sauber und zuverlässig, da brauchen Sie keinerlei Sorgen zu haben.» Dieser alte Ausländer hat Glück gehabt: die allermeisten von ihnen bleiben «Sehleute».

Die vierte Gruppe der Besucher einer einschlägigen Bar ergibt sich von selber. Es sind die «vielberedeten» Strichjungen. Ueber sie im Detail zu schreiben, würde den Rahmen dieser kleinen Betrachtung völlig sprengen. Beschränken wir uns auch hier auf die beiden Extremfälle, von denen allerdings nur der eine in der Bar anzutreffen ist. Es ist der Strichjunge, der jahrelang seinem «Gewerbe» nachgegangen ist. Oft hat ihn dies Gewerbe im Lauf der Jahre bitter und einschneidend gezeichnet. Das einstams hübsche Gesicht ist nun — ähnlich wie in der zweiten erwähnten Gruppe der Besucher — vorzeitig gealtert, der Alkoholkonsum ist grösser geworden, die Ansprüche, die vom Kunden zu erfüllen sind, dafür aber geringer. Er ist das exakte Genenstück der altgewordenen Dirne, die auch noch immer ihrem Gewerbe nachgeht. — Aber dem andern Extrem der Strichjungengruppe begegnet man nur noch zufällig einmal auf der Strasse. Ja, er hat sein Gewerbe aufgegeben. Ja, er ist jetzt verheiratet und hat schon, wie er mit strahlendem Gesicht berichtet, zwei Kinder. Und häufig genug erfährt man, dass sich ein früherer «Gönner» des Burschen angenommen hat, ihm zu guter und stetiger Arbeit verholfen hat und nach wie vor um das Wohlergehen des «Ehemaligen» besorgt ist. Die anständige Kameradschaft, die ein Strichjunge einem «Kunden» gegenüber zeigt, hat in vielen Fällen gute Früchte getragen. Es sind die vielen Fälle, von denen man *nicht* spricht, wenn man vom Strichjungenmilieu redet, weil man sie nicht kennt. Denn der Nuancen sind viele — nicht nur bei Dirnen, sondern auch bei Strichjungen. Aber es sei noch einmal wiederholt — gerade eine genauere Darstellung dieser Nuancen innerhalb dieser vierten Gruppe würde hier weit über den gesetzten Rahmen gehen.

Verdammten ist um vieles leichter als Verstehen — aus diesem Satz erwachsen nahezu alle Fehlurteile, die bei der Beurteilung der Erscheinungsform der Besucher einer einschlägigen Bar gefällt werden.

Christian Wahnschaffe

Von jenseits des Rheins

Scharf kritisiert hat laut AP der hessische Generalstaatsanwalt *Bauer* am Sonntag in München auf der Jahreshauptversammlung der «Humanistischen Union» den Entwurf des neuen Strafgesetzbuches. Er bemängelte, dass in der Strafrechtskommission des Bundestages keine Biologen, Soziologen, Pädagogen, Psychologen und Psychoanalytiker vertreten seien. Hierdurch seien wissenschaftliche Erfahrungen ungenügend berücksichtigt worden. In einem Memorandum an die Mitglieder des Rechtsausschusses kritisiert die «Humanistische Union», dass man sich bei der Regelung weltanschaulich umstrittener Strafbestände «unverkennbar *einseitig an der katholischen Moraltheologie*» orientiert habe. Der Entwurf werde den Anforderungen einer modernen Kriminalgesetzgebung nicht gerecht.

«Frankfurter Rundschau» v. 18. Nov. 1963

Moral und Sittlichkeit

Aus Aeusserungen und Reden des Vorsitzenden der «Humanistischen Union»
Dr. Gerhard Szezesny, Deutschland:

«... Nachdem wir uns alle darüber einig sind, dass es eine der wichtigsten Aufgaben einer freiheitlichen Gesellschaft ist, die Unantastbarkeit dieses Bezirks (der Intimsphäre) zu schützen, wäre die Bestrafung nicht derer zu fordern, die sich ein Hotelzimmer mieten, ohne miteinander verheiratet zu sein, oder sich lieben, obwohl sie dem gleichen Geschlecht angehören, sondern jener, die darauf aus sind, in diesen privatesten Raum einzubrechen. ... Soweit es sich nicht um die Verführung Minderjähriger, um Vergewaltigung und ähnliche Delikte handelt, die ohnehin und mit gutem Grund strafrechtlich verfolgt werden, hat noch keine Spielart, keine Beschreibung und kein Leitfaden der Liebe das Leben einer Gesellschaft unmenschlicher oder ärmer gemacht. —»

Aus «Frankfurter Hefte». März 1963

«... Wir haben in unserer Korrespondenz ausführlich über die öffentliche Diskussion etwa der Frage der ethischen Indikation oder der Homosexualität berichtet und keinen Zweifel daran gelassen, dass die «Humanistische Union» beide Tatbestände nicht für strafgesetzlich zu ahndende Delikte hält. Auch hier möchte ich feststellen, dass es meines Erachtens für uns eine andere Einstellung gar nicht geben kann. Dies aus zwei Gründen: Zum einen sind wir der Meinung, dass in einer Gesellschaft, in der die Anhänger sehr verschiedener Lebensanschauungen zusammenleben, das Strafgesetz hier nur jene Delikte erfassen darf, die nach Meinung aller Gruppen strafwürdig sind und dass es nicht angeht, die moralischen Vorstellungen einer Gruppe zur Norm für alle zu machen. Es wird niemand, der die Homosexualität verabscheut, dazu gezwungen, sich selbst homosexuell zu betätigen. Es wird niemand, der den Ehebruch für ein Sakrileg hält, gezwungen, einen Seitensprung zu machen. Jeder hat die uneingeschränkte Freiheit, über die sittlichen Minimalnormen hinaus seine spezielle «höhere» Moral zu verwirklichen. Der zweite Gesichtspunkt, der hier zu Buche schlägt, ist unsere Ueberzeugung, dass es den Staat nichts angeht, was sich zwischen erwachsenen Menschen abspielt, wenn damit niemand geschädigt wird. Die «Humanistische Union» hätte meines Erachtens ihre Existenzberechtigung verloren, wenn sie auch nur den geringsten Zweifel daran aufkommen lassen würde, dass sie nicht entschlossen ist, sich die Forderung nach dem Schutz der Privat- und Intimsphäre konsequent zu eigen zu machen. Das von uns erstellte Memorandum zur Strafrechtsreform geht jedenfalls von diesen Grundüberzeugungen aus und ich nehme an, dass Sie diesen Prinzipien zustimmen...»

(Aus dem Vortrag «Die bisherige Entwicklung und die zukünftigen Aufgaben der «Humanistischen Union» vor der 1. Bundesmitgliederversammlung am 16. 11. 1963 in München.)

Sonderklasse

Dass Homosexualität weder widernatürlich noch ein Verbrechen ist, haben zahlreiche Wissenschaftler gerade in jüngster Zeit nachgewiesen. Homosexuelle allgemein mit Mörtern, Dieben und anderen Verbrechern auf eine Stufe zu stellen, wie das die Statistik tut, ohne auf die Fragwürdigkeit der Gesetzgebung hinzuweisen, ist darum eine ethische und soziologische Ungerechtigkeit.

JOHANNES WERRES, Hamburg